

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Fink, Ida  
**Die Reise**

Aus dem Polnischen von Klaus Staemmler Mit einem Nachwort von Monika  
Maron

© Jüdischer Verlag  
978-3-633-54251-2





# Ida Fink

# Die Reise

Nachwort von Monika Maron

Jüdischer Verlag  
im Suhrkamp Verlag

Titel der 1990 in London erschienenen Originalausgabe:

*Podróż (The Journey)*

© 1990 Ida Fink

*Die Reise* erschien auf deutsch zuerst 1991 im Piper Verlag  
und 1996 im Fischer Taschenbuch Verlag.

Erste Auflage 2011

Copyright für diese Ausgabe:

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54251-2

# Die Reise



# 1

Am Fenster stehend dachte sie: Wenn doch ein Stern fiel! Sie war abergläubisch, alle waren damals abergläubisch, jeder auf seine, nur ihm bekannte Weise. Sie besaß einen erheblichen Vorrat an abergläubischen Vorstellungen, aber Sternschnuppen gehörten nicht dazu, das wäre ein zu romantischer, zu schwer erfüllbarer Aberglaube gewesen. Dennoch dachte sie an diesem Abend: Wenn doch ein Stern fiel, obgleich bereits Spätherbst war und Sternschnuppen bekanntlich nur im Sommer fallen. Trotzdem schaute sie hartnäckig zum Himmel auf und bemerkte plötzlich einen Schein am Horizont, der sofort wieder erlosch – da hatte ein Unvorsichtiger daheim das Licht eingeschaltet, ohne vorher die Fenster verdunkelt zu haben. Dieser Lichtschein in der Dunkelheit war nicht der Stern, auf den sie wartete, aber er hätte es sein können, und sie nahm das Zeichen als gutes Omen.

In ihrem gepackten Koffer lag ein Hufeisen, eigentlich nur die Hälfte eines Hufeisens, was, dem Aberglauben zufolge, seine Wirkung zunichte macht. Das störte sie nicht. Sie hatte das zerbrochene Hufeisen in dem Augenblick gefunden, als der Vater ihr den Weg zur Kate des Bauern zeigte, bei dem sie zusammen mit ihrer Schwester übernachten sollte. Das genügte. Sie glaubte an das halbe Hufeisen und an die Sternschnuppe, die es nicht gab.

Während dieses Spätherbstes herrschte im Ghetto Toten-

stille. Die schmalen, steilen, mit Katzenkopfsteinen gepflasterten Gassen des armseligsten Stadtteils blieben tagsüber völlig leer und hallten erst gegen Abend unter den müden Schritten der heimkehrenden Steinbrucharbeiter. Die Zahl derjenigen, die zur Nacht ins Ghetto heimkehrten, verringerte sich rapide, und alle wußten genau, daß der nächste Transport – die Lastwagenkolonne, die den Platz vor dem Bad verläßt – zahlenmäßig der kleinste und zugleich der letzte sein würde. Es war also spät, und Eile geboten. Man konnte sagen, die Papiere seien im letzten Moment gekommen, als sie nach monatelangem Warten die Hoffnung, welche zu erhalten, bereits aufgegeben hatten.

Abends stahlen sie sich mit dem Vater aus dem Ghetto. Sie warteten in der Klostergasse, die das Städtchen in zwei Welten teilte. Als Schutz dienten ihnen die dicken Stämme der Kastanien. Die Vertrauensperson, die die Papiere mitgebracht hatte, händigte ihnen eine Kennkarte und zwei nagelneue, noch druckfrische Geburtsurkunden aus. »Und die zweite *Kennkarte*? Für meine jüngere Tochter?« rief der Vater. Die Vertrauensperson erklärte, auf dem Foto von Elżbieta hätte man das linke Ohr nicht sehen können, wie das die Behörden verlangen, das habe über das Schicksal des Ausweises entschieden, der ohne vorschriftsmäßig sichtbares linkes Gehörorgan nur Verdacht geweckt hätte. »Lieber keine *Kennkarte* als eine schlampig gefälschte«, fügte sie hinzu. Das klang vernünftig, war aber in höchstem Maße beunruhigend. Elżbieta hatte dunkles Haar und einen dunklen Teint. Vor dem Krieg hatte es geheißt, sie sehe aus wie eine Italienerin.

Sie wußten nicht, was sie der Vertrauensperson antworten sollten, die zudem behauptete, die Beschaffung der Papiere habe nicht nur viel Geld und Zeit, sondern auch viel Mühe und Mut gekostet, man müsse zufrieden sein mit dem Erhaltenen.

Im Kloster rief das Glöckchen zum Abendgebet. Dieses feine, silbrige Glöckchen war ihnen wohlvertraut, sie hatten es früher in ihrem Haus am Fluß, das unweit der Klostergasse stand, jeden Abend gehört. Jetzt aber schien die Distanz, die sie von ihrem Haus, von Fluß und Garten trennte, riesengroß. Sie wußten auch, gleich nach dem Glöckchen würde die Orgel erschallen.

»Nun ja«, sagte der Vater. »Aber auch diese Geburtsurkunden . . . die sind so neu, so unecht . . . Meinen Sie, daß man sie benutzen kann?«

»Herr Doktor«, entgegnete die Vertrauensperson, »die Geburtsurkunden sind nicht dazu da, vorgezeigt zu werden. Kommt es erst zum Vorzeigen, so steht es bereits sehr schlecht.«

Der Vater antwortete nicht und zog den Umschlag mit dem Geld aus der Tasche. Im Kloster spielte schon die Orgel. Die Vertrauensperson bekreuzigte sich, nahm dann aus ihrer Handtasche zwei Blechmedaillen mit der Muttergottes und hängte sie ihnen um den Hals.

Niemand von uns dachte damals an eine Reise, doch der Augenblick ihres eigentlichen Anfangs wurde begleitet vom dumpfen Dröhnen der Räder eines Zuges, und der Pfiff der Lokomotive zerschnitt die Stille der Nacht. Bis vor kurzem hatte niemand von uns gewußt, daß man die Geräusche der drei Kilometer entfernt liegenden Bahnstation im Städtchen so gut hören konnte, weil alle Züge bei Tage ankamen und abfuhren. Doch die neue Zeit hatte nächtliche, von keinem Fahrplan erfaßte Abfahrten mit sich gebracht, und die Stille der Nacht verstärkte jene Pfeife und das gedämpfte, gewissermaßen unterirdische Räderrollen.

Jedesmal standen wir auf der Veranda und harrten der Signale. Zum ersten Mal war das im zeitigen Frühjahr gewesen, wir hatten im lauten Rauschen des angeschwollenen Wassers

gestanden, denn gerade in dieser Nacht war das Eis des Flusses aufgebrochen, unsere Mäntel waren naß, weil wir unter Sträuchern gelegen hatten; wir hatten auf der Veranda gestanden, denn uns fehlte der Mut, das Haus zu betreten, uns an den Tisch zu setzen oder ins Bett zu legen, zu den gewohnten Alltagsstätigkeiten zurückzukehren.

Damals überraschte uns der Pfiff. Wir vernahmen ihn schweigend, er verhallte und verstummte, und zusammen mit ihm verhallte und verstummte das Dröhnen der Erde.

Als wieder Stille eingekehrt war, wußten wir, der Zug hatte Fahrt aufgenommen und den Wald erreicht. In dieser Nacht hatten sie die Alten, die Kranken und die Krüppel geholt.

Später warteten wir jedesmal bewußt auf den Pfiff und das Dröhnen, wir standen immer auf der Veranda auf der Seite zum Fluß hin, den man nicht mehr hörte, weil das Jahr voranschritt, spätes Frühjahr, Frühsommer, dann Hochsommer, und der Fluß floß träge und schweigend. Man hörte nur die Frösche quaken und die Pappeln am Ufer rauschen.

Gegen Ende des Sommers standen wir dort zum letzten Mal. In der Fliederlaube klapperte das Türchen zum Taubenschlag im Wind, leuchtete weiß die an der Wand lehrende Leiter, die unsere Tante vergessen hatte hochzuziehen oder zu Boden zu stoßen. In unserem Versteck hockend, hörten wir das laute »Raus« und »Los« und die schweren, hallenden Schritte, dazwischen das Trippeln von Tante Sabina und ihrer Tochter Berta. Sie holten sie am frühen Morgen. Warum sie, die mit uns zusammen über den Hof gelaufen waren, plötzlich zur Fliederlaube mit dem in ihrem lila Schatten verborgenen Taubenschlag ohne Tauben abgebogen waren?

Auf diese Frage weiß niemand eine Antwort. Auch ich weiß nicht, warum ich nicht mit Natan zur Ostbahn lief, ich ergriff die Schaufel, unser Arbeitsgerät, warf sie aber sogleich in die Ecke und lief nicht zur Ostbahn, sondern folgte dem Ruf: »In

den Schweinestall, in den Schweinestall«, obwohl ich wußte, daß dieser Schweinestall, nur dem Namen nach ein Schweinestall, keine Tür besaß, für jedermann offenstand und folglich als Versteck denkbar ungeeignet war. Im Laufen sah ich, wie mein Onkel aus dem Garten das halbvertrocknete Apfelbäumchen holte und mit diesem Baumskelett den Eingang verdeckte. Ehe ich ins Innere kroch, blickte ich zurück: Der Garten stand in Glanz und Schatten, taunaß und leuchtend.

Diesmal hatten sie die Stadt in aller Stille umzingelt und eine andere Angriffstaktik angewandt – sie waren durch die Felder, Wiesen und Gärten gekommen, schlau und unberechenbar, sie hatten uns den Fluchtweg aufs Land und in die Wälder abgeschnitten.

Vater erzählte später, Hundegebell habe ihn geweckt, er sei aufgestanden und ans Fenster getreten. Der Hund stand vor seiner Hütte, den Kopf hochgereckt, und stieß kurze, warnende Bellaute aus.

Das Gelände vor dem Fenster war still und ruhig, genau wie immer; der Hof eben, ohne Geheimnisse, schon in erstes Morgenlicht getaucht, der Obstgarten weiter unten noch im Schatten, und über dem Garten der schroffe Hang des Burghügels. Der Hund hörte auf zu bellen, kroch in seine Hütte, und nichts trübte mehr die Stille. Doch Vater rührte sich nicht von der Stelle, er stand wie angewurzelt, so erzählte er später, die Unruhe in ihm wuchs, scheinbar grundlos, er sagte, er habe Angst gehabt, vom Fenster fortzugehen, um den Augenblick nicht zu verpassen, in dem sich die Ursache seiner Unruhe plötzlich enthüllen würde, sein Blick glitt über die Umgebung, er suchte. Es war die Stunde des ersten Vogelgesangs, der Himmel rötete sich. Nachdem er den Hof abgesucht hatte, glitt sein Blick hinunter zwischen die Obstbäume, sie standen reglos wie gemalt im hohen Gras, keine Warnung, kein Zeichen, nichts ... höchstens, erzählte er später, der krumme Zweig des

Kirschbaums, der am Pfad wuchs, er allein vielleicht . . . denn plötzlich dachte er, der sieht ja aus wie ein Arm, der Unbefugten den Weg versperrt. Und so hat er nie ausgesehen. Dann erreichte sein Blick durch die kleine Johannisbeerallee das Flußufer, sprang hinauf zum Burghügel und entdeckte, daß große, bewegliche Ameisen auf ihm krochen. Die Schützenkette des Einsatzkommandos schob sich den Steilhang hinab zum Fluß und zu den Gärten. Da schrie er, und sein Schrei weckte uns alle.

Sie näherten sich lautlos, das Gras dämpfte ihre Schritte, erst beim Betreten des Hofes dröhnten sie auf dem festgetretenen Boden, später auf den Stufen zur Veranda, dann verstummten sie. Zwei spitze Schreie erreichten uns aus dem Hausinneren, das Klirren zerbrochenen Glases und das Zuschlagen einer Tür. Wir dachten, sie hätten das Haus durchsucht und seien weitergegangen, aber nein, ihre Schritte kehrten zurück auf den Hof, ihre Stimmen befahlen Agafia, den Holzstall und die Kammer zu öffnen, sie näherten sich uns, die nur ein halbvertrockneter Baum verdeckte, und als sie die letzte Kammer betraten, hatten wir sie direkt über dem Kopf, ein Blick auf den Fußboden mit seinen nicht dicht schließenden Brettern hätte genügt, uns auf dem Stroh hocken zu sehen.

Einer sprang die hohe Stufe hinunter und blieb vor dem halbvertrockneten Apfelbaum stehen, ein zweiter fragte: »Was ist denn dort?«, durch die Zweige schob sich eine weiße, schmale Hand und ein Stück uniformierter Arm. Tante Stefania legte den Finger auf die Lippen aus Angst, jemand von uns könnte schreien, in dieser Geste verharrte sie noch, als sie längst fort waren.

Im Weggehen bemerkten sie die Leiter am Taubenschlag.

Wir wußten nichts über Natans Schicksal, wir dachten, er arbeite ungefährdet beim Gleisbau, mittags aber kam Agafia, beugte sich über einen Spalt im Fußboden der Kammer und

erzählte es uns. Er hatte es gerade noch geschafft, unsere friedliche kleine Straße hinter sich zu bringen, und wurde danach auf sanfte Weise, mit sanften Worten geschnappt. »Komm, komm, du Kleiner«, sagte der SS-Mann, während er hinter der Hausecke hervortrat, und Agafia, die nicht Deutsch konnte, wiederholte es genau, »Komm, komm, du Kleiner«, so wie ihr das ein Augenzeuge berichtet hatte.

Über Vater war nichts bekannt. Er hatte morgens als letzter das Haus verlassen und, während er in heftiger Bewegung die Armbinde mit der Aufschrift ARZT überstriefte, gerufen, er gehe in die Ambulanz, sein Gesicht war erregt, ich erinnere mich, nicht Angst, sondern Zorn stand darin.

Die Zeit verging in großer Stille, ohne Schritte, ohne Stimmen, nur die gedämpfte, durch den Spalt dringende Stimme Agafias, die uns berichtete, was in der Stadt vorging. Ihre Informationen betrafen allein das Ausmaß der Geschehnisse; sie, die mit so viel Genuß jede Nachricht durch Einzelheiten auszuschnücken pflegte, beschränkte sich auf ein Wort, als hätte das, was sie gesehen oder gehört hatte, die erzählerischen Fähigkeiten in ihr zerstört. »Menschengewühl«, flüsterte sie durch den Spalt und ging fort, um nach einer Stunde wiederzukommen und dasselbe Wort zu wiederholen.

So verging jener Tag der längsten und schrecklichsten Aktion in aller Stille. Einmal nur, schon gegen Abend, hallte die Stimme unserer Nachbarin herüber, die nach ihrem Bruder Wojtek rief: »Wo steckst du?«, und seine Antwort aus der Ferne, von jenseits des Flußes: »Gleich, ich komme gleich.« Er lag dort vermutlich unter der Pappel, wie wir es früher auch getan hatten. Nur diese beiden Stimmen.

Wir dachten, nach Sonnenuntergang würde uns Agafia aus dem Schweinestall befreien, doch tat sie es nicht, die im Morgenrauen begonnene Aktion dauerte immer noch an. Es war dunkel, als wir das Versteck verließen. Der Hof, morgens weiß

von der aufgehenden Sonne, war jetzt weiß vom Mondlicht. Auf der Veranda wartete mit empörtem, zornigem Gesicht unser Vater. Später, mitten in der Nacht, würde er erzählen, wie er überlebt hatte. Wie sie ihn schnappten und wie er entfloh. Wie die Frau seines Freundes mit vielsagender, wortloser Geste die Arme gegen den Türrahmen streckte und ihm den Eintritt verwehrte. Wie ein altes Patientenehepaar ihn auf dem Dachboden versteckte. Das alles würde er mitten in der Nacht erzählen.

Wir stehen auf der Veranda. Die Gasse erschallt von den atemlosen Schritten der Geretteten, aber die Laufschrirte halten nicht ein vor unserem Haus. Wir wissen, Tante Sabina und ihre Tochter Berta kommen nicht wieder, Vetter Natan kommt nicht wieder. Nicht auf sie warten wir, sondern auf das letzte Zeichen, das sie uns geben werden, auf den Pfiff und das Dröhnen, das uns in Kürze aus der Dunkelheit erreichen wird.

»Menschengewühl«, wiederholt Agafia und betet die Litanei der Namen.

Mitten in der Nacht kam Vater in unser Zimmer, wo wir angezogen auf den gemachten Betten lagen. Die Nacht war windig, vor dem Fenster, in der Fliederlaube klapperte die Tür des Taubenschlags.

»Kinder«, sagte er, »wir müssen fliehen. Schnell.«

Von Flucht war schon oft die Rede gewesen, aber eben nur die Rede. Jetzt, das spürte ich deutlich, war die Entscheidung gefallen.

Als sich ebenso unerwartet wie zufällig die Möglichkeit einer weiten Reise bot, hörte Vater auf, ein Versteck bei den Bauern auf dem Dorfe zu suchen, und wandte sich an Frau Kasińska mit der Bitte um Hilfe bei der Beschaffung arischer Papiere. Frau Kasińska, eine energische Person mit weitläufigen Bezie-

hungen, kam an einem schönen Frühherbsttag zu uns. Im Nachbargarten wurden gerade die Äpfel gepflückt. Vater schloß sich mit ihr in sein Arbeitszimmer ein, wir warteten, bis das Eröffnungsgespräch mit dem Gast beendet war, und schauten der uns wohlvertrauten Gartenarbeit zu, die uns jetzt aber seltsam, um nicht zu sagen: komisch vorkam. Trotzdem schauten wir gierig zu, mit Neid im Herzen, und rissen uns nur mit Bedauern los, als die Stimme ertönte, die uns in unsere Welt und zu unseren Angelegenheiten zurückrief.

Wir erhoben uns ungerne von den Stufen der Veranda, von wo aus man die grünen Gärten, die roten Äpfel, die bunten Beete in voller Schönheit und in goldenen Sonnenschein getaucht sehen konnte. Vaters Arbeitszimmer war zwar auch voller Sonne, doch das war eine andere Sonne, eine erloschene und graue. Im Lichtstreifen, der das Zimmer durchschnitt, schwebten kleine Stäubchen, das jetzt unbenutzte Zimmer war schon lange nicht mehr gründlich gereinigt worden, nur der Geruch von Äther und Medikamenten war noch wie früher. Die Sonne lag auf dem breiten Bücherregal und den Büchern, aus denen wir einst das Wissen der Eingeweihten geschöpft hatten, und auf Frau Kasińska, die mit ihren goldenen Locken und in einem Kleid, blumenreicher als die Wiese, im Sessel saß und eine Zigarette rauchte.

»Aber die sehen ja großartig aus, ganz großartig«, rief sie bei unserem Anblick, »einfach phantastisch!«

Vater schien die Begeisterung seines Gastes nicht zu teilen. Er saß aufgerichtet, den grauen Kopf hoch erhoben, hinter seinem Schreibtisch, die Beine übereinandergeschlagen, in bequemer Haltung, als wäre nicht er der Hilfesuchende. Doch ich spürte sofort, daß es eine nur scheinbar und nicht wirklich bequeme Haltung war, genau wie das höfliche Lächeln in seinem Gesicht ein nur scheinbar höfliches Lächeln. Sein Gesicht wirkte gespannt, gerötet, der Blick blauer als gewöhnlich.

»Die Dame ist bereit, sich um Geburtsurkunden und *Kennkarten* zu kümmern«, wandte er sich mit fremder, leicht heiserer Stimme an uns.

In der rosafarbenen Muschel türmten sich Zigarettenstummel. Als wir Kinder waren, hatten wir diese Muschel oft ans Ohr gelegt, um dem Rauschen des südlichen Meeres, von wo sie stammte, zu lauschen.

»Sie sehen großartig aus«, wiederholte Frau Kasińska ihren Ausruf, was seltsam war, weil sie uns seit Jahren kannte und genau wußte, wie wir aussahen. Doch kaum hatte ich mich gewundert, da verstand ich auch schon: Die Blicke von früher und von heute waren verschieden. Frau Kasińska hatte uns nie so betrachtet wie heute, und ich hatte das Obstpflücken nie so betrachtet wie eben.

»Das Wichtigste ist jetzt Schnelligkeit«, sagte mein Vater, »Sie müssen verstehen, die Zeit ist unser Feind. Wir müssen uns beeilen, wir haben ohnehin schon zuviel Zeit verloren.«

»Das verstehe ich sehr gut«, stimmte sie lächelnd zu, aber es war klar, sie verstand das auf ihre und nicht auf unsere Weise. Denn wie sollte sie wissen, um welche Zeit es sich hier handelte?

»Nun, Kinder, sucht euch jetzt Namen aus«, sagte Vater zu uns. Er sagte es im gleichen Ton wie früher in der Konditorei: Dann sucht euch jetzt ein Stück Kuchen aus. Seine Finger trommelten auf das grüne Tuch des Schreibtisches, sein Wangenmuskel zuckte immer wieder.

Wir standen am braunen Kachelofen, gegenüber dem Fenster, durch das man die schmale Allee sah; wir nannten sie Ärztefliederallee, weil sie von einer Wand von Büschen gesäumt war, die wegen der Bitterkeit ihrer Blätter im Volksmund Ärzteflieder hießen.

Gleich hinter der zugewachsenen und ungepflegten Allee stand das Haus der anderen Nachbarn – seit der großen Aktion

leer und ausgestorben. Die offenen Fenster enthüllten schwarze, schweigende Räume. Plötzlich fiel mir das schöne dunkle Mädchen ein, das dort gewohnt hatte. Ich wandte mich vom Fenster ab, um mich auf die Wahl eines Namens zu konzentrieren, aber ich konnte mich an keinen erinnern, obwohl ich so viele kannte und alle zur Auswahl standen. Und als ich mir mit Mühe einige ins Gedächtnis gerufen hatte, erwies sich, daß nicht jeder zu mir und ich nicht zu jedem paßte, manche sogar aus unerfindlichen Gründen Widerstand in mir weckten und das Gefühl, sie könnten mir schaden.

Vater räusperte sich ungeduldig, er verstand unser Zögern nicht, denn auch Elżbieta zauderte, wahrscheinlich aus demselben Grund wie ich. Dennoch entschied sie sich als erste und sagte: »Elżbieta Stefańska.«

»Großartig!« rief Frau Kasińska erfreut. Vater hielt ihr eilig das Zigarettenetui hin und gab ihr Feuer. Er blickte mich streng an. »Und du?«

Noch einmal zog die lange Kette der Namen gleichgültig an mir vorüber, bis schließlich einer anhielt und bei mir stehen blieb. »Katarzyna Majewska«, sagte ich und erblickte alsbald diese Katarzyna. Sie hatte helles, glattes Haar und einen glänzenden, frischen Teint. Mein Haar war hell, aber dicht gelockt, mein Gesicht blaß.

Frau Kasińska erhob sich. Sie stand nun den schweigenden Fenstern unserer Nachbarn gegenüber, die sie offensichtlich kannte, denn sie erkundigte sich, wie es ihnen ging. Vater antwortete.

»Und die dunkle, schöne Tochter auch?«

»Ja.«

»Am Strand sah sie aus wie eine ägyptische Statue.«

Da hörte ich hinter den Ärztefliederbüschen noch einmal den Ausruf ihrer Mutter: »Was hat sie davon, daß sie so schön ist? Was hat sie davon? Das ist eine verfluchte Schönheit. Wenn

sie pockennarbig und bucklig wäre, aber hell und mit gerader Nase ...«

Wir brachten Frau Kasińska zur Pforte. Die Gasse lag bereits im Schatten. Die Sonne war untergegangen, die Gärten dufteten. Im Hause der Nachbarn, die vorhin Äpfel gepflückt hatten, brannte schon Licht. Mit ruhigen, runden Bewegungen wusch die Nachbarin in der Küche Teller ab. Ich betrachtete sie lange.

Am nächsten Morgen gingen wir zum Fotografen, um die Aufnahmen für die Kennkarte machen zu lassen. Dies war der erste und unerläßliche Schritt, denn ohne die besonderen Aufnahmen, bei denen laut Frau Kasińska der Kopf ein bißchen nach rechts gewandt sein mußte, damit das linke Ohr sichtbar wurde, konnte man die Bemühungen um die Papiere nicht beginnen.

Nur ein Fotograf kam in Frage, derjenige, der uns schon immer fotografiert hatte, anderen vertrauten wir nicht. Sie hätten unsere Absichten melden oder bekanntmachen können.

Wir zogen weiße Blusen an, um fröhlich auszusehen, und streiften alte Pullover über, um diese Fröhlichkeit zu dämpfen, denn wir schämten uns, in fröhlicher Kleidung herumzulaufen. Um den Stadtkern zu umgehen, benutzten wir unseren geliebten Uferpfad. Am Fluß wuchsen Weiden. Der Pfad hatte nichts von seinem Zauber verloren, was uns ein wenig schmerzte. Elżbieta sprach es aus: »Sieh mal, hier ist es immer noch so schön.«

Im Gras zirpten Grillen, an den Weiden hingen lange, weiße Kätzchen. Unter einer der Trauerweiden saß eine Gruppe Mädchen, unsere Schulkameradinnen. Sie lasen irgendwelche Briefe. Als sie uns sahen, hoben sie die Köpfe und fragten: »Wo geht ihr hin, spazieren?« Aber keine von ihnen sagte, wir sollten uns zu ihnen setzen. Schämten sie sich vielleicht? War es

ihnen vielleicht unangenehm? Hatten sie vielleicht nichts mit uns zu reden? Sicher dachten sie: Wie schade, daß man sie bald umbringen wird.

Das Häuschen des Fotografen war verschlossen und verriegelt, die Hausmauern dicht mit Winden bewachsen, der Hof mit Gras. Hier schien niemand mehr zu wohnen. Doch als wir anklopfen, öffnete sich die Tür sofort, auf der Schwelle stand die Frau des Fotografen, hager, mit offenem Haar. Sie schaute uns an wie Gespenster. Auf die Frage, ob wir eintreten dürfen, nickte sie, immer noch mit diesem Ausdruck großen Erstaunens in den Augen. Die fotografischen Apparate standen in einer Ecke des leeren Zimmers; mit Wachstuch bedeckt und verstaubt, erinnerten sie an alte krepierende Gäule. Auf dem Fußboden saß ein kleines Kind. Der Fotograf, seine Frau und das kleine Kind ließen uns nicht aus den Augen. Elzbieta sagte flüsternd: »Ich kann nicht ...« und wollte fortgehen, aber ich hielt sie fest. Der Fotograf sagte nichts, stellte seinen Apparat auf, ich setzte mich so, daß mein linkes Ohr zu sehen war, und öffnete die Lippen zu einem Lächeln, während die Frau des Fotografen, mit ihren langen Haaren spielend, sagte: »Meine Schwiegermutter haben sie unterwegs umgebracht, sie wollte fliehen. Ich denke, für sie ist es besser so. Was meinen Sie?«

Der Fotograf knipste und sagte: »Viel Glück.« »Wir danken Ihnen«, antworteten wir höflich, er aber wiederholte noch einmal: »Viel Glück«, damit wir verstanden, welches Glück er uns wünschte.

Ich stehe am Fenster. Vor mir das leere Ghetto, die gewundenen Gassen, steinig wie ausgetrocknete Gebirgsbachbetten, die krummen Buckel des Katzenkopfpflasters, die einstöckigen, weißgetünchten Häuser, die kleinen quadratischen Fenster dicht über dem Boden. Die Mehrzahl der Häuser versie-

gelt, die Türen mit Brettern vernagelt. Hinter dem Stacheldraht, der das Ghetto umzingelt, erheben sich die Hügel des städtischen Müllplatzes, und weiter weg erstrecken sich die verschliffenen toten Arme des Flusses. Das in der Oberstadt so üppige Grün endet auf dem kleinen Platz vor dem früheren Altersheim, heute Sitz des Judenrats, wo nur drei kümmerliche Bäume wachsen.

In diesem ärmsten Stadtteil pulsierte früher ein fiebriges Leben, hinter den quadratischen Fenstern ratterten die Maschinen der Schneiderinnen und Spitzenklöpplerinnen, klopften die Hämmer der Schuhmacher und Tischler. Von den ehemaligen Bewohnern ist keine Spur übriggeblieben. Sie sind schon im zeitigen Frühjahr gegangen – so bezeichnete man das damals – bei der ersten Aktion. Die Häuser haben viele Monate lang leergestanden. Zu Beginn des Herbstes haben Menschenhände die umgeworfenen Tische und Stühle aufgestellt, das am Boden herumliegende Bettzeug weggeräumt. Sie haben den letzten in ihren Wohnungen erstarrten Augenblick derer, die gehen mußten, um kurze Zeit verlängert.

An einem Herbstmorgen verließen wir das Haus am Fluß. Die Gardinen in den Fenstern der Gasse bebten – heimlich schaute man unserem Fortgehen zu. Der Handwagen ratterte unter den Kastanien. Er schaffte unsere gesamte Habe fort, die grünen Möbel des Kinderzimmers. Sie waren leicht und schlicht und gut zu transportieren. Ihre Nutzlosigkeit kümmerte uns nicht. Wir wußten, sie würden uns nur kurze Zeit dienen, denn für den Fall, daß die von uns geplante Reise nicht zustande käme und Vater sich nicht bei dem Imker verstecken könnte, erwartete uns nichts anderes als diese andere, kürzere Reise ohne Wiederkehr.

Jeden, der über die Schwelle unseres Zimmers im Ghetto trat, verblüffte der Anblick der kleinen grünen Möbel. Auch mir selbst schien es manchmal, wenn ich von der Arbeit zurück-